



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lichtenstein, Franz: Wilhelm Scherer's Deutsche Literaturgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wilhelm Scherer's Deutsche Literaturgeschichte.

Zweck und Plan der neuen „Deutschen Literaturgeschichte“, die Wilhelm Scherer in Begriff ist, den Gebildeten unseres Volkes zu schenken, wird in der Ankündigung auf dem Umschlage der vorliegenden ersten Lieferung denselben mit wenigen Worten klar und bestimmt bezeichnet.*) Daß die mehr oder minder ausführlichen Compendien, jene illustrierten oder nicht illustrierten Darstellungen der Deutschen Literaturgeschichte, von deren zudringlichem Schwall unser Lesepublikum seit einer Reihe von Jahren förmlich überfluthet wird, nicht auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehen, davon konnte und kann sich jeder Kenner leicht überzeugen, der diese Bücher einmal durch- oder auch nur anblättert. In jedem derselben stößt man auf eine Menge veralteter Ansichten, welche die Wissenschaft seit zwanzig und mehr Jahren über Bord geworfen hat; nur äußerst selten wird einmal aus den seitdem aufgegrabenen neuen Quellen geschöpft. Auch die im vergangenen Jahre in neunzehnter Auflage erschienene Geschichte der Deutschen Nationalliteratur von Vilmar, ein Buch, das, abgesehen von der geschickt verhüllten reactionären Tendenz, einst streng wissenschaftlichen Anforderungen genügte, ist durch die neuesten regen Forschungen auf dem gesammten Gebiete der Deutschen Literaturwissenschaft bedeutend überflügelt. So fehlte es denn bis zum heutigen Tage an einem Werke, das, aus den Quellen selbst schöpfend und die sicheren Ergebnisse der Forschung bis auf unsere Tage zusammenfassend, „in künstlerisch freier Anordnung, aber auf das Wesentliche beschränkt, ein umfassendes und anschauliches Bild der geistigen Entwicklung unserer Nation zu geben versuchte“.

Wenn einer unter den deutschen Philologen und Literaturhistorikern durch vielseitige, tief eindringende Forschung und durch die zahlreichen neuen, fruchtbringenden Gesichtspunkte, die er aufgestellt, sich das Recht erworben hat, eine solche vorläufig abschließende Gesamtdarstellung zu wagen, so ist es der Verfasser des hier begonnenen Werkes. Giebt es doch kaum ein Jahrhundert germanischer Sprach- und Culturgeschichte, kaum eine Seite unseres geistigen, insbesondere unseres literarischen Lebens, die nicht von ihm, sei es durch streng methodische Untersuchung, sei es durch geistvolle vorläufige Bemerkungen, neues Licht empfangen hätte.

*) Geschichte der Deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1880. Erstes Heft 80 S.

Das vorliegende erste Heft seiner „Literaturgeschichte“ entspricht denn auch vollständig den hohen Anforderungen, mit denen man an das Werk eines so wohlgerüsteten Baumeisters herantritt. Es ist nicht leicht, von der Fülle des Inhalts, der uns auf diesen 80 Seiten geboten wird, einen Begriff zu geben.

In freier, schöner Darstellung wird uns im ersten Capitel das Leben der alten Germanen vorgeführt, indem die wesentlichen Züge der beiden Hauptbe-richterstatter, des Cäsar und des Tacitus, sich zu einem vollen, runden Bilde verschmelzen, nicht ohne daß die grundverschiedene Art und Tendenz ihrer Aufzeichnungen dem Leser mit genügender Schärfe zum Bewußtsein käme. In der ersten Unterabtheilung „Die Arier“ sucht der Verfasser den Hintergrund zu gewinnen für die trümmerhaften Ueberlieferungen der altgermanischen Religion, sowie für die spärlichen Reste der ältesten Dichtung. Um feststellen zu können, was der germanische Stamm aus den durch die vergleichende Sprach- und Religionswissenschaft mäßig erhellten Urschächten gemeinsamer Mythologie und Poesie von der asiatischen Heimat mit in die neuen Wohnsitze gebracht hat, beobachten wir die arische Mythenbildung, das Schöpfen der ihnen zu Grunde liegenden Thaten und Vorstellungen aus den menschlichen Verhältnissen der nächsten Umgebung. Aus demselben Grunde interessirt uns hier auch die Entstehung der den ver- wandten Völkern gemeinsamen poetischen Motive und Dichtungsgattungen. So ist wohl das Motiv des unbefiegbaren, schließlich aber doch durch Verrath an der einzigen verwundbaren Stelle zum Tode getroffenen Helden Siegfried, oder der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn (Hildebrand und Hadu- brand) als Erbe arischen Lebens anzusehen. Nicht minder hat der ursprünglich vorwiegend religiöse Massengesang, der unter dem Namen „chorische Poesie“ von Müllenhoff eingehend behandelt worden ist, seine Wurzel in der Urheimat, und mit ihm der altgermanische viermal gehobene Halbvers, sowie die ältesten, aus ihm sich zusammensetzenden strophischen Gebilde.

Bei Behandlung der germanischen Religion hat Scherer mit rühmens- werther Enthaltfamkeit darauf verzichtet, die isländische Götterwelt, die wir aus weit jüngerer literarischer Ueberlieferung kennen, in die altgermanische Zeit zu- rückzuversetzen. Es werden drei Epochen der germanischen Religionsgeschichte unterschieden. In der ersten wurde der Himmel als oberster Gott verehrt: der germanische Ziu entspricht genau dem Djaus der Indier, dem Zeus der Griechen; in der zweiten beschränkte sich dessen Cult mehr und mehr auf die Sueben, die wohl ursprünglich an der mittleren Elbe saßen, während die übrigen sich von dort abzweigenden Stämme ihre besonderen Lieblingsgötter verehrten. Diese religiöse Einheit der Stämme, die wir aus lückenhaften Nachrichten zu erkennen glauben — es ist ein viel umstrittener Punkt der germanischen Alterthums- kunde — haben wir uns wohl ähnlich den griechischen Amphiktyonien zu

denken: das Heiligthum des Gottes bildete zugleich den politischen Mittelpunkt des Stammes. Erst in einer dritten Periode, da Wodan als Bringer einer höheren Cultur, die wir thatsächlich von unseren westlichen Nachbarn, den Kelten, empfangen, über alle die anderen Götter emporstieg und seine Verehrung mit der neuen Cultur vom Rhein her sich allen Germanen mittheilte, scheint sich ein reicher gegliedertes Göttersystem ausgebildet zu haben.

Begreiflicher Weise mußte bei Darstellung der ältesten Zustände unseres Volkes bis zu dessen Eintritt in die Geschichte mancher Hypothese Eingang verstatet werden, wenn der Autor nicht ganz auf eine Schilderung der Urzeit verzichten wollte. Hier wird auch die geistvolle, heftig angefeindete Vermuthung von dem regelmäßigen Wechsel rauher, männlicher und milder, frauenhafter Perioden, die sonst maßvoll im Hintergrunde gehalten ist, zur Erhellung historisch verdunkelter Zeit verwerthet. Zumal in der originellen Erörterung über die Frauennamen dient sie als Einschlag des kunstvollen Gewebes.

Wir lassen dem Verfasser selbst das Wort, um zugleich eine Probe seines Stils zu geben: „Die Frauennamen“ — sagt er — (es ist vorher von den Namen der Männer und von den Eigenschaften, die in ihnen zum Ausdruck kamen, die Rede gewesen) „zerfallen in zwei Gruppen. Die eine verbindet Natur und Schönheit, sie sucht das Liebliche, Anmuthige zu bezeichnen, das Wohlthätige und Erfreuende. Die Namen dieser Gruppe reden von Liebe, Treue, Bönne, Heiterkeit und Frieden, von Heiligkeit und Göttlichkeit; sie erinnern an Nymphen und Dryaden, an badende Schwäne im Wald und an die lichten schwebenden Nebel auf Wässern und Wiesen. Die andere Gruppe zeigt uns die Frauen des Kampfes froh, waffenführend, fackelschwingend, zum Siege stürmend. Solche kriegerische Frauen, Walküren, kennt auch die germanische Mythologie. Und während Tacitus die Frauenverehrung der Germanen, ihren Glauben an Heiligkeit und Prophetenkraft in der weiblichen Natur bezeugt, während bei ihm die Frauen nur rathend, begeisternd und pflegend neben den Männern stehen, wissen spätere Historiker zu erzählen, daß einzelne Weiber vollständig gerüstet am Kampfe theilnahmen. Dieses Amazonenideal kann nicht wohl in derselben Zeit und auf demselben Boden gewachsen sein, wie jene sanfte Gruppe friedlicher Frauengestalten. Vielmehr mögen die Namen mit ihrem verschiedenen sittlichen Gehalt auf zwei verschiedene Epochen hindeuten, wie wir sie in der beglaubigten Geschichte unseres geistigen Lebens finden werden: die eine weist den Frauen ihre besondere Sphäre an und beugt sich ehrfürchtig vor dem schwachen Geschlechte; die andere schätzt im Weibe nur den gelungenen Wettstreit mit männlicher Kraft.“

Ist es aber wirklich so ganz undenkbar, daß ein und dieselbe Zeit die beiden verschiedenen Frauenideale erzeugt habe? Wie frühe man schon die beiden Seiten

der weiblichen Natur in einer Frau zu erkennen meinte, lehren uns die Walfüren, die zeitweilig die Gestalt eines Schwanes annehmen konnten. Dieselben lieblichen Schwanenjungfrauen, die ihren schönen Leib den dunkeln Waldseen anvertrauten, dachte man sich ein andermal in vollem kriegerischem Schmuck auf weißen Rossen als wilde Schlachtmädchen durch die Lüfte jagend (vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie 4. Aufl. I, S. 354; R. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 40). Eine ähnliche Anschauung liegt auch der Völundarkvida, dem eddischen Liede von Wieland dem Schmied, zu Grunde. Wenn hier die drei Schwanenjungfrauen, deren sich Wieland und seine Brüder bemächtigen, nach sieben friedlich verlebten Wintern ihren Räubern entfliehen, von Sehnsucht nach dem altgewohnten kriegerischen Handwerk getrieben, so muß Scherer die sich in dieser Sage kundgebende Verschmelzung der beiden nach seiner Ansicht von Haus aus getrennten Naturen als eine jüngere Entwicklungsphase ansehen. Ihr müßten dann auch Namen wie „Svanhilt“ oder „Svanlaug“ ihre Entstehung verdanken, in denen zwei ursprünglich unvereinbare Charakterformen durch Zusammenfügung zu einem Namen verbunden erscheinen.

Durch diese Betrachtungen glauben wir keineswegs die Scherersche Hypothese entkräftet zu haben; wir wollen nur unserem Bedenken gegen die Form, in der sie auftritt, Ausdruck geben. Mehr überzeugende Kraft für die vermutheten uralten Wandlungen sittlicher Ansichten wohnt nach unserem Dafürhalten der sinnreichen Deutung des Sonnenmythus (S. 11) inne.

Nur spärlich klingen in der geschriebenen Literatur Töne altheidnischer Dichtung nach. Mit ihr theilte auch die älteste christliche Poesie die äußere Form, den stabreimenden Vers. In der kurzen Erörterung über die Alliteration vermiffen wir die Verwerthung der Wackernagel-Müllenhoffschen Hypothese, welche aus Tacitus' Beschreibung der germanischen Weissagungen durchs Los und vermittelst hinzutretender Worterklärung eine Reihe hochinteressanter cultur- und sprachgeschichtlicher Thatfachen in das hellste Licht gerückt hat. Die einschlägige Literatur findet sich in Wackernagels Literaturgeschichte (zweite Auflage, besorgt von Ernst Martin 1879, S. 4), sorgfältig verzeichnet.

Neben dem Chorgesang wird der barditus erwähnt, „welcher den Donner-
ruf, die Bartrede des Gottes Donar nachahmt“. Es ist dies die in der „Zeitschrift für Deutsches Alterthum“ (9, 242) in Aussicht gestellte neue Deutung des Taciteischen Ausdruckes, deren Begründung auch weiteren Kreisen deutscher Historiker und Alterthumsforscher hoffentlich nicht mehr lange vorenthalten bleiben wird. Nicht allein mit dieser Etymologie, sondern auch sonst ruht Scherers Darstellung in diesem Abschnitt vorzugsweise auf den umfassenden Forschungen Müllenhoffs. Auch verschiedene dramatische Gestaltungen mythischer Stoffe lernen wir hier kennen, neben der chorischen Poesie: Liebeslieder, Räthsel,

Zauber- und Segenssprüche. Schade, daß es für die meisten der zuletzt erwähnten poetischen Gattungen an so alten Beispielen fehlt, wie für die medicinischen Zauberprüche das unscheinbare Vorsehbblatt einer Handschrift des Domcapitels zu Merseburg bewahrt hat.

Zu Beginn des zweiten Capitels „Gothen und Franken“ entwickelt Scherer seine Theorie der sechshundertjährigen Epochen. Daraus ergibt sich eine erste Blüthezeit der Deutschen Literatur vor den von Bilmar und der ganzen ihm nachfolgenden Schaar von Literaturhistorikern mit übertriebenem patriotischem Eifer als specifischdeutsche Eigenthümlichkeit gepriesenen beiden Höhepunkten auf der Wende das 12. und 13. und im 18. Jahrhundert. Die ungefähre Datirung der ersten literarischen Blüthe, die gleichweit von der zweiten absteht, wie diese ihrerseits von der dritten, wird durch eine Reihe historischer Momente bestimmt. Einmal durch den geschichtlichen Stoff, den die Heldensage in sich aufnahm; ferner durch die Zeugnisse, welche für den deutschen Heldeugesang mit dem sechsten Jahrhundert anheben; endlich durch die Analogie der angelsächsischen Dichtung von Beowulf.

Beherzigenswerthe allgemeine Bemerkungen über die im Dienste der Schönheit stehenden und durch denselben sittlich geläuterten Zeiten, die bei uns leider stets nur von so kurzer Dauer und wenig nachhaltender Wirkung gewesen sind, leiten über zur Behandlung des Heldengesanges. An der Hand der Forschungen Sachmanns, W. Grimms, Müllenhoffs u. a. wird zunächst gezeigt, wie durch die gewaltigen Erschütterungen der Völkerverwanderung die Vorbedingungen für die Ausbildung der nationalen Epik geschaffen wurden. Wir können noch ziemlich deutlich beobachten, wie durch die aufgeregte Phantasie des mächtig ergriffenen Volkes bis zur Halbgöttlichkeit gesteigerte Menschen sich die Hände reichen mit den ihrer Göttlichkeit entkleideten Göttern. Aus diesen beiden Elementen setzt sich die germanische Heroenwelt zusammen.

Höchst beachtenswerth als Stütze der vorhin erwähnten Schererschen Hypothese ist der S. 26 beobachtete Unterschied in Charakteren und Motiven der älteren und jüngeren Heldensage. Zu den abstoßenden und grausamen Typen einer sich deutlich ablösenden älteren Schicht gesellt erst jüngere Sagenbildung milde, edle Gestalten. Dort die habgierigen, grausamen Herrschergestalten Ermanarich und Attila, hier der gerechte, großmüthige Dietrich von Bern, dort die finsternen Kämpfer Wittich und Heime, hier der alte treue Dienstmann Hildebrand, u. s. f.

Da Sage und Dichtung nur ein Spiegel des wirklichen Lebens sind, sucht Scherer auch aus der Geschichte jener Tage das Walten milderer Gesinnung nachzuweisen. Freilich wird es an Ausnahmen nicht gefehlt haben. Zu diesen möchten auch die Thaten der fränkischen Königinnen Brunihilde und Fredegunde

zu zählen sein, deren Namen zunächst wohl in jedem Leser Vorstellungen wachrufen, welche der Schererschen Annahme einer von Frauenachtung und Humanität getragenen Zeit nicht eben günstig sind.

Nur die Poesie und den poetischen Stil jener Periode rückt Scherer, wie uns dünkt, in etwas zu sanftes, mildes Licht. Man kann sehr wohl die Analyse des Hildebrandsliedes gutheißen, wo Wiedergabe des Inhalts und ästhetische Kritik aufs vollendetste vereinigt sind, man kann mit Scherer die ausgezeichnete poetische Technik und den ergreifenden sittlichen Ernst des Bruchstücks bewundern, und dennoch eine gewisse Magerkeit und Starrheit dieser Kunst als Mangel empfinden. Im Eingang des Capitels wurde der Beowulf als Probestück dessen angeführt, was die germanische Dichtkunst jener ersten Periode vermochte, S. 27 heißt es: „Nur in dieser weicheren Luft (d. h. der Frauenachtung und Humanität) konnte der Heldeugesang sittlich emporkwachsen, nur in ihr sich die Breite des Epos, die Freude an gewähltem Benehmen, an machtvoller Rede, kurz: an geschmücktem Dasein entwickeln.“ Diese Charakteristik paßt vortrefflich für das angelsächsische Epos, aber nicht für das deutsche, wenigstens nicht für den einzigen Rest desselben: das Hildebrandslied. Auch sind wir mit Richard Heinzel, der den Ursachen dieses Stilunterschiedes nachgespürt hat (Stil der altgermanischen Poesie, S. 30) der Ueberzeugung, daß auch die übrigen rührenden Stoffe der deutschen Heldeusage, die für jene Zeit bezeugt sind, in ihrer Behandlung wie das Hildebrandslied weit abstanden von dem echt epischen Stil des Beowulf, von dessen behaglicher Ausbreitung und gefühlvollem Verweilen bei seelischen Zuständen.

Die beiden letzten Abschnitte des zweiten Capitels behandeln Alphilas und das Reich der Merovinger, die Christianisirung der Gothen, Franken, Sachsen: unseres gesammten Vaterlandes. Im Gefolge der Einwirkungen romanischer Cultur haben wir auch „den sinnerfreuenden Schmuck des Reimes“ von unseren kunstgeübteren Nachbarn überkommen. Zum Beschluß lernen wir die hochdeutsche Lautverschiebung kennen, jene entscheidende Thatsache der deutschen Sprachgeschichte, welche eine schroffe Trennung zwischen Nord- und Süddeutsch herbeiführte, deren gefährliche Consequenzen zwar schon durch die energisch zusammenhaltende Regierung Karls des Großen gehemmt, die aber völlig doch erst durch die Reformation aufgehoben wurde.

Doch wir dürfen nicht in derselben Ausführlichkeit wie bisher dem Verfasser in die Einzelheiten seiner Darstellung folgen. Die Unterabtheilungen des 3. Capitels „Das erneuerte Kaiserthum“ tragen die Ueberschriften: „Die ersten Messiasen“, „Mittelalterliche Renaissance“ und „Wandernde Journalisten“. Aus der ersten heben wir nur hervor, daß Scherer in der Beurtheilung des „Heliand“ der in neuerer Zeit sich mehr und mehr bahnbrechenden Ansicht huldigt, nach

welcher das einst in den Himmel gehobene altfächssische christliche Epos überhaupt kein Epos, sondern nichts als ein Lehrgedicht ist. Auf einer breiten Grundlage baut sich die „Mittelalterliche Renaissance“ unter den Karolingern und Ottonen vor unseren Augen auf. Meisterhaft ist es, wie jenes Bild: „Otto III. in der Gruft Karls des Großen im Dome zu Aachen“, mit dem der Abschnitt eröffnet wird, zum Schluß mit tragischer Wendung noch einmal emportaucht, und wie dadurch die Phantasie des Lesers gezwungen wird, die Periode in ihrem einheitlichen Charakter zu begreifen. Im letzten Abschnitt werden wir mit der flüchtigen Tagespoesie der Spielleute bekannt gemacht. Scherer vergleicht dieselbe treffend mit der Journalistenthätigkeit unserer Tage, doch will uns die in der Ueberschrift und auch sonst mehrfach fast wie ein technischer Ausdruck verwendete Bezeichnung „Wandernde Journalisten“ nicht recht gefallen. Mit Interesse verfolgen wir die verschiedenen Metamorphosen, welche das unstäte Völkchen durchmacht. Durch die letzte veredelnde Umwandlung wurden den Spielleuten die Ritterburgen erschlossen, und sie selber zu Pflegern des vornehmen Helden- gesanges erhoben.

Seine „Geschichte der Deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert“ wollte Scherer an Gervinus' Geschichte der Deutschen Dichtung gemessen sehen. Schon mit dem Titel erinnerte er an seinen großen Vorgänger; auch begann er jene Studien mit der Ausführung einer Gervinusschen Parallele zwischen dem 10. und 16. Jahrhundert. Nicht minder läßt das vorliegende Buch Scherer in mehr als einer Hinsicht als Gervinus' geistigen Schüler erscheinen, des einzigen deutschen Literaturhistorikers in großem Stil, wie er noch unlängst einmal genannt wurde. Mit Gervinus erblickt Scherer als den eigentlichen Ziel- und Ruhepunkt seiner Darstellung unsere Classiker des vorigen Jahrhunderts, mit ihm theilt er das Streben, überall den Kampf der treibenden Kräfte klar zur Anschauung zu bringen und die geistige Bewegung auf dem großen Hintergrunde der politischen Geschichte zu entwerfen. Nur äußerst selten scheinen uns die für die Entwicklung der Literatur bedeutsamen historischen Momente nicht genügend hervortreten oder unter etwas einseitiger Beleuchtung zu stehen. So hätte nach unserer Ansicht S. 54 der schon unter Karl dem Großen sich regende, unter seinem pfäffischen Nachfolger voll zum Durchbruch kommende Zelotismus als Motiv für das Absterben der patriotisch-literarischen Bestrebungen des ersten Frankenkaisers namhaft gemacht werden sollen. In den einleitenden Bemerkungen zum vierten Capitel „Das Ritterthum und die Kirche“ — der Verfasser unterzieht die Vorbedingungen der ritterlichen Poesie einer prüfenden Betrachtung — wird mit Recht großes Gewicht auf den normannischen Einfluß gelegt. Als Vermittler des französischen Wesens hätten neben den Normannen wohl auch die Flamländer einen Platz verdient. Wie bezeichnend ist es doch, daß

der Held eines der ältesten deutschen Ritterromane, des „Grafen Rudolf“, ein Graf von Flandern ist! Doch wir wollen dem Verfasser nicht vorgreifen, auch nicht in denselben Fehler verfallen wie ein anderer Beurtheiler seines Buches. *)

Aus der „lateinischen Literatur“, welche nicht allein in den Klöstern, sondern auch bei Hofe **) bis tief hinein in das Zeitalter der Stauffer sich des höchsten Ansehens erfreute, wird uns Rudlieb, der älteste Ritterroman, Otto von Freising, der bedeutendste Historiker der Zeit, die internationale Bagantenpoesie und ihr vornehmster deutscher Vertreter, der Erzpoet, durch eingehende, liebevolle Behandlung nahe gebracht. Neben den genialen, fröhlichsten Kneipstimmung athmenden Trinkliedern hat der Archipoeta, ein Günstling des kaiserlichen Kanzlers Reinald von Dassel, der Stauffischen Politik Friedrichs I. in prächtigen lateinischen Versen gehuldigt. Noch ein anderes dichterisches Abbild der kaiserlichen und nationalen Herrlichkeit entrollt sich uns in dem merkwürdigen Osterspiel vom Antichrist.

Die zweite Unterabtheilung führt „Frau Welt“ ein mit einer bekannten, auch sonst nachweisbaren Anekdote, die in der Erzählung Konrads von Würzburg an den fränkischen Ritter und Dichter Wirnt von Grafenberg geknüpft ist — damit bricht die erste Lieferung ab.

Selbstverständlich kann man auf das Bruchstück, das etwa den achten Theil des Buches ausmachen soll, noch kein Urtheil über das ganze Werk gründen. Soviel darf aber nach dieser Probe vermuthet werden, daß die Gebildeten unserer Nation aus demselben reiche Belehrung, vielfältige Anregung und edelsten Genuß schöpfen werden.

Auf die äußere Form der Darstellung einzugehen, die oft von hinreißender Schönheit und packender Gewalt ist, mußten wir uns versagen. Nur einen

*) Wir meinen den Recensenten im „Literarischen Centralblatt“, der die nicht streng in chronologischer Folge sich bewegende Darstellung tabellet, ohne auch nur mit einem Worte die Vorzüge sachlicher Gruppierung hervorzuheben, welche jenen unbedeutenden Mangel bei weitem überwiegen.

**) Der Recensent des „Centralblattes“ schiebt Scherer die Behauptung unter, im 10. Jahrhundert sei die lateinische Poesie noch von den Rittern gepflegt worden, im 11. auf die Geistlichen übergegangen. Dieser freilich überkühne Gedanke ist aber nirgends bei Scherer zu lesen, sondern er ist nur eine Ausgeburt der erhitzten Recensenten-Phantasie. Ob etwa der unschuldige Satz (S. 74): „War der Rudlieb noch auf ein ritterliches Publikum berechnet, so läßt sich dies von der Bagantenlyrik nicht mehr behaupten“, eine so leichtfertige Interpretation gefunden hat? Und hier gleich noch eine Frage an den Herren Recensenten. Wie erklärt er sich bei seiner Auffassung der bekannten Stelle des 29. Cap. von Eginhards Vita Caroli Magni, jene frühere im 25. Cap., wo es ausdrücklich von Karl heißt: temptabat et scribere — sed parum successit labor praeposterus? Ob nicht doch die Auffassung Wilhelm Grimms (Deutsche Heldensage, 2. Aufl. S. 27), der sich Scherer angeschlossen, den Vorzug verdient? Wir wüßten nicht, was man dann noch gegen die Scherer'sche Parallele zwischen Pisistratus und Karl dem Großen einwenden könnte.

Punkt möchten wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Schon beim ersten Ueberlesen des vorliegenden Hefes konnten wir uns des Gefühles nicht erwehren, als sei der Verfasser, vielleicht aus übertriebener Scheu vor allem rein lehrhaften, kahlen Aneinanderreihen von Thatfachen, zuweilen in eine zu sublimen, gleichsam nur den Blüthenduft der Gedanken einfangende, nur die äußersten Spitzen der geistigen Bewegung treffende Darstellung verfallen. Im Zusammenhang damit steht es, daß an einigen Stellen die den vorgetragenen Ansichten zu Grunde liegenden Thatfachen nur angedeutet werden. So sind denn mehrfach, wie uns bereits praktische Erfahrung gelehrt hat, an die mitschaffende, ergänzende Phantasie des mit den vorgetragenen Dingen nicht fachmännisch vertrauten Lesers zu hohe Anforderungen gestellt. Warum werden S. 10 Beispiele für die verschiedenen Gruppen altgermanischer Namen gegeben, während doch ein andermal (S. 17) eine Reihe zweigliedriger allitterirender Formeln, die dem modernen Sprachbewußtsein viel geläufiger sind, namentlich aufgeführt werden? Warum fehlt S. 21 jede Hindeutung auf die Thatfachen, welche das Urtheil von der Toleranz der Religionen im Zeitalter der Staufer begründen? Wo wird Junfer Satan (S. 64 unten) eine beliebte Figur?

Mit diesen kleinen Ausstellungen wollen wir um so weniger zurückhalten, als der angedeutete Mangel eine gewisse Gefahr für die Verbreitung des Buches mit sich führt. Und leicht wird ja durch ein paar bestimmtere, mehr pragmatische Striche bei einer hoffentlich bald nothwendig werdenden neuen Auflage, auch dem Theile des Publikums genügt sein, welcher dieselben nicht gerne missen würde.

Wir sehen mit Spannung dem weiteren Erscheinen des Werkes entgegen, dessen Umfang auf etwa 40 Bogen (in acht Lieferungen à 1 Mark) berechnet ist. Der mäßige Preis wird hoffentlich dazu beitragen, daß es bald in keiner gebildeten deutschen Familie mehr fehlen wird.

Breslau.

Franz Lichtenstein.

Die griechisch-türkische Grenzfrage.

Seit etwa zehn Tagen erörtert die in Berlin zusammengetretene Botschafter-Conferenz die griechisch-türkische Grenzfrage. Von England angeregt, von Deutschland zusammenberufen und geleitet, wird diese Versammlung keinerlei andere Fragen behandeln und nicht nach Stimmeneinheit, sondern mit Stimmenmehr-